...ente
Büro Kochling
...tragen VW
...Kaiserstraße
...7. 45
...Radia
...und Tonko
...onium
...Preis
...direkt an
...
...chöft?
...1. Stock links.
...Stock links
...Stock rechts
...
...Mark
...die Referenzen.
...Alfena
...CH und
...en
...Anleitung
...holt durch
...üsseldorf.
...mittel
...chkeit!
...Bielefeld
...Sie
...
...nell und
...ingen ist
...
...tz und
...chen!
...
...chen!
...e haben
...cke wer-
...
...he!
...Wäsche
...chen Sie
...

nern wie eine Saat ausstreuen wollte in die Herzen der Jugend.

So hätte sein fünfundsechzigster Geburstag, den das Dorf ihm zu Ehren wie einen Feiertag beging, für ihn ein Augenblick freudigen Ausblicks sein können, wenn nicht der drohende Abbau gewesen wäre. Zwar hatte die Gemeinde wiederholt versucht, ihren alten Lehrer zu behalten, aber die Schulbehörde bewilligte, schon im Hinblick auf die allzu vielen Anwärter, nur einen halbjährigen Aufschub. Und als diese sechs Monate vergangen waren, ahnten alle, daß es mit dem Alten nun bergab gehen würde.

Abgebaut, noch im Vollbesitz der Kräfte und dennoch ohne Arbeit, ohne eigentlichen Daseinszweck, fühlte der Einsame sich verlassener denn je zuvor. Leichte Verbitterung prägte sich in seinen Zügen aus; Unruhe befiel ihn, und schmerzlich empfand er, daß er bald versagen und dahin siechen würde. Ein tragisches Geschick begann sich zu wiederholen . . .

Da verwirklichte er den oftmals gehegten Wunsch, das Soldatengrab seines Aeltesten, der im Lazarett zu Andernach den schweren Wunden erlegen war, aufzusuchen.

Wie ein Abschiednehmen vom Dasein war ihm diese Frühlingsfahrt an den Rhein, die einzige große Reise seines Lebens, erschienen. Losgelöst von der engeren Heimat, den Schmerz verborgen unter mannigfachen, nie gekannten Eindrücken, sah er vom Zuge aus das Tal der Weser, die Hochöfen des Ruhrgebietes und die Burgen am Rhein. Ergriffen stand er vor dem schlichten Kreuz der Ruhestätte seines Sohnes, und erinnerungstrunken schweiften seine Gedanken zurück in die Vergangenheit; ein stilles Glücksverlangen stieg in ihm auf, als er im Geäste die alten Zeichen und seine Lieben wahrnahm. Um so schwerer fiel ihm die Heimfahrt, die einer unsagbar großen Entsagung glich.

Kurz vor Bielefeld ging er in den Speisewagen, um Kaffee zu trinken. Gegenüber dem einzigen noch freien Platz, den er einnahm, saß eine etwa dreißigjährige Dame, deren herbschönes Antlitz er verstohlen betrachtete. Sein immer noch frisches Gedächtnis bedurfte nicht langen Grübelns: das war ja die „strohblonde Hanne", wie sie einst in seiner Klasse genannt wurde! — Im nächsten Augenblick gegenseitiges Erkennen. —

Und nun begann des Dorfschulmeisters eigentliche Frühlingsfahrt. Mitfühlend hatte Hanne, der die leidverzerrten Züge des früheren Lehrers nicht entgangen waren, nach deren Ursache geforscht und so das tragische Geschick dieses lieben Menschen erfahren. Sollte sie den noch rüstigen, bewährten Führer der Jugend, der in kleinem Kreise Jahrzehnte lang Großes vollbracht und auch ihr einen zuverlässigen Wegweiser fürs Leben gegeben hatte, dem vorzeitigen Ende preisgeben? Daheim in Westfalen, auf dem abseits gelegenen Gutshof ihres Mannes, der von der nächsten Schule fast zwei Wegstunden entfernt war, weilten ihre beiden bald schulpflichtigen Mädels; ihnen den rechten Hauslehrer und diesem einen gesegneten Lebensabend bieten zu können, erschien ihr als eine so gütige Fügung, daß sie beglückt die Hände des Alten streichelte, als dieser, die Schicksalswende kaum erfassend, zustimmte.

„Nun hat mein Dasein doch wieder einen Inhalt bekommen", meinte er kaum vernehmbar, während sein Blick in den Augen derer ruhte, die er einst betreut hatte und die ihm jetzt den köstlichen Dank abstattete, indem sie ihm die eigenen Kinder anvertraute . . .

So wurde die Heimreise eine Fahrt ins Glück! Und während draußen im frischen Saatengrün und ersten Blütenschmuck die Landschaft vorüber eilte, hielt im Herzen des Dorfschulmeisters ein neuer Frühling seinen Einzug.

—⊙—

Novelle von See

Von Otto Gutzeit.

Trüber Eismeertag dämmert herauf, für drei Stunden. Die Wunsch quietscht erbärmlich, sie holt das Netz auf. Es wäre eigentlich des Segens bald genug, muß ich denken. Die große Blase platzt an Deck, die Ernte der letzten vier Stunden ist eine sich tausendfältig windende Masse. Ein fetter Hai ist dabei. Er ekelt mich an. Da kommen die Metzger. — Hoh! — Ratsch: — Leber und Herz auf die eine Seite, der zuckende Leib in den Kasten. — Das sind nur Reflexbewegungen; jawohl. Doch man sieht: Schmerzen! Pfui Teufel, das ist ein Geschäft.

Die See klatscht über das Deck, ein Sprühregen ergießt sich über alles, was unrein ist. Der Himmel hält Wäsche. Selbst die herausgerissenen Gedärme sehen danach freundlicher aus. Auch ein vom Schmerz vergrämtes Gesicht ist nach der Leichenwäsche appetitlicher.

Die Maschine hämmert im Takt; hebt sich das Achterdeck auf den Kamm einer See, so brüllt die Schraube: „Mehr Wasser!" Dann rasen die Kolbenstangen eilfertig; der Pulsschlag weist auf Fieber. Das Schiff zittert im Schüttelfrost; sein Kampf wider die See ist wie das Streiten eines Menschen, der keine Waffen mehr besitzt, und sein Schild ist sein Leib.

Die Kleider an den Haken im Logis tanzen. Ein Hosenbein grinst über die Flicken einer stinkenden Oeljacke; der Rock schlägt zu, und das Hosenbein zieht sich, höflich bedauernd, zu seinem Gefährten zurück. Die Oeljacke, seewasserzerfressen, rutscht vom Haken; das Hosenbein schwingt triumphierend hin und her; ein Stiefel richtet sich aus seiner gekrümmten Lage auf und wirft sich auf den Rock. Der Lampenzylinder beugt sich tief gegen den Boden. Die Sache macht ihm Spaß.

Ein Stoß! und auch das Hosenbein samt dem Gefährten rutscht auf den Elendshaufen. Es ist in Ohnmacht gefallen. Der Lampenzylinder sagt „Knicks" und stirbt. Der Stiefel schläft ein, ihm ist warm geworden von der doppelseitigen Umklammerung. Ein Mann kommt herunter; seine Hände, mit Tran besudelt, greifen nach einer dicken Wurst. Ein Stück Brot wird nachgestopft, dünner Kaffee rinnt hinterher. Das Auge des Mannes ist stumpf vom vielen Wachen und Töten.

Die See brüllt im Orkan. Das Schiff mit seiner lebenden und toten Last ist wie ein Ball, der von zehn Händen zugleich geworfen wird. Die Gesichter der Männer gleichen verbissenen Teufelsfratzen. Geht es zum Ende, dann sind nur grimmige Feinde an Bord. Jedes rettende Brett wird Anlaß zum Brudermord. Das Messer pfeift —; ganze Arbeit! Jedes Pfund lebendes Fleisch ist ein Fragezeichen für Deine eigene Lebendigkeit.

Ein Leuchtfeuer kommt in Sicht. Wir sind nicht untergegangen. — Die See wird ruhiger.

Die Männer sitzen beim Frühstück. Sie lachen, sie sind sogar höflich. Alles erscheint wie Spuk. Der Grog war wohl zu stark.

—⊙—

Die letzte Last

Skizze von Josef Blank-Köln.

Hein Bergen, der Lastträger, tat einen tiefen Atemzug und wischte sich mit dem nackten harten Arm den Schweiß vom Gesicht. Dann spuckte er einmal kräftig aus, versteckte einen frischen Priem hinter den Zähnen, reckte seinen gewaltigen Körper, daß die Muskeln stählern emporquollen, und legte sich einen neuen Ballen im Nacken zurecht. Mit federnden Schritten eilte er über das schmale Brett und verschwand im Innern des Schiffes.

So ging das seinen steten Gang, vom Morgen bis zum Abend, — monatelang, — jahrelang. Der Weg war gepflastert mit harten Worten, Flüchen und Seufzern, und mehr als einer war darauf zusammengebrochen und manchmal nicht mehr aufgestanden. Wenn er dann da lag, stumm und starr, dann geschah es wohl, daß Hein Bergen die Augen zusammenkniff und dachte: „Ja, — jetzt kommt die große Vergeltung. Wie mag es da oben wohl werden?" Aber das Hantieren mit den schweren Dingen ließ ihm keine Zeit zum Grübeln.

Heute wurde Hein siebenundzwanzig Jahre alt. Er war deshalb nicht etwa festlich gestimmt. Man zählte eben ein Jahr mehr. Später wurde man fünfzig Jahre, stand genau wie heute auf dem schmalen Brett und trug Säcke. — Tat man das? — Die Frage ging ihm plötzlich durch den Sinn. Oder war dann alles aus? Oder, gab es nicht auch andere Arbeit als Säcke tragen? — Das war ein Gedanke. — Hein dachte sonst wenig, aber der Gedanke war für ihn so groß, daß er beschloß, ihn zu Ende zu denken. — —

Die Sonne stand im Mittag, und am Ufer warteten Frauen mit Eßgeschirren und Neuigkeiten. Da schrillte die Glocke, und aus dem Schiffsrumpfe stiegen sie herauf; Männer der Arbeit, mit schwarzen Gesichtern und blanken, harten Leibern. Schwer war ihr Gang über das schmale Brett, als trügen sie unsichtbare, drückende Lasten und den Jammer harter Tage auf ihren Schultern. Sie setzten sich auf Kisten und Fässer und löffelten die einfache Kost schweigend aus.

Hein Bergen verschwand in der Menge. Er hatte keine Frau. Seine Mahlzeit stand im Kosthaus, und er mußte sofort seine sechs Groschen daneben legen. Das hatte er sonst nie beachtet; — heute murmte es ihn. Verdrossen schaute er durch das Fenster auf den Anlegeplatz, wo die anderen saßen. Sie kamen ihm heute fast reich vor, und er spürte einen stillen Neid gegen sie. Er sann: — Ein gutes Weib, ein kleiner Bub, der mittags neben ihm saß und jeden Bissen mit unschuldigen Kinderaugen verfolgte; dann am Abend ein stilles Heim, ja, das alles wollte er bald besitzen. Eine Frau glaubte er schon zu wissen. Die blonde Gret, Theo Stammers Tochter, hatte ihn schon oft nach seinem Tun gefragt und dabei bedeutungsvoll auf die freien Sonntagnachmittage angespielt. Ja, das wäre so eine, groß, stark und gut. Es wurde ihm ganz wohl um's Herz, wenn er sich so in die schönen Bilder seiner Phantasie versenkte. „Man kann es sich einmal ernst überlegen", dachte er, als er unter die Tür trat. Doch sieh'! Da stand ja die Gret. Der wollte er doch gleich auf den Zahn fühlen: „Gret."

„Hein."

„Schön's Wetter heut', was Gret?"

„Ja, Hein!"

„Ob 's am Sonntag auch schön ist?"

„Wollen 's hoffen."

„— Hm . . ."

„Du kommst Sonntags doch nicht aus dem Zimmer, Hein!"

„Morgen doch! Ich geh' vor die Stadt. — Ins Freie."

„— Hm . . ."

„Gehst mit, Gret?"

„Wenn Du mich mitnimmst! Frag den Vater, Hein!"

„Wohl! — Dann bis morgen, Gret!"

„Ja, bis morgen, Hein!"

Diese wenigen Worte waren der Grund, in den Hein die Hoffnungen auf seine zukünftige Häuslichkeit säte.

Noch nie hatte er so freudig gearbeitet wie an diesem Nachmittage. Wie eine liebe Bürde trug er Ballen um Ballen auf seinen mächtigen Schultern über das schmale Brett. Er spitzte den Mund und brachte sogar ein Lied zustande. Seine Gedanken waren weit fort, irgendwo draußen in der Natur, und befaßten sich eingehend mit der Gret. Die anderen sahen den Hein mit stiller Freude und lächelten. Ein Alter mit weißen Haaren sagte belehrend: „Ja, die Liebe."

Endlich nahte der Feierabend. Hein nahm den letzten Ballen wie ein geliebtes Wesen auf den Arm und trug ihn so, an seine breite Brust gedrückt, die schmale Straße entlang. Die anderen lächelten. Da, — mitten auf dem Steg ein Schrei! Hein war ausgeglitten. — Noch ein Ruf: „Der Ballen!" Dann ein Aufklatsche im Wasser, — und dann, — nichts. — Die anderen lächelten nicht mehr. Einen Augenblick standen sie starr. Dann kam Bewegung in sie. Zwei sprangen ihm nach, andere hielten Stangen in das Wasser. — Bange Sekunden. — die zwei tauchen auf: „Der Ballen hat sich am Riemen festgehakt!" Wieder sind sie unter Wasser. Noch zwei, drei springen ihnen nach. — Stille, — — grausame, furchtbare Stille. — Manchmal taucht ein Kopf aus dem Wasser auf, ein Mund schöpft Luft, dann versinkt er wieder. — Am Ufer stehen Menschen und gaffen. — Endlich, endlich bringen sie ihn. Sein Gesicht ist verzerrt vom furchtbaren Kampfe. Vorsichtig nimmt ihn einer auf den Arm und legt ihn auf einen Haufen leerer Säcke. Ein Arzt kommt, horcht und untersucht: „Aus!" Da ziehen die andern die Kappen, — langsam, — schwer, — als hätten sie Berge fortzurücken. In ihren Augen brennt eine große Frage. Stumm tragen sie ihn in einen leeren Waggon. — Feierabend. —

In einem einfachen Mansardenstübchen bügelt ein Mädchen das frischgewaschene Kleid und singt ein Lied von der Liebe. — — Arme Gret!

Verantwortlich: H. Seinmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 16 — Samstag, 21. April — 1928

Der Revolutionär

Skizze von Fritz Brand-Kempten.

An einem sonnigen Frühlingstag war der des Landfriedensbruches angeklagte Hans Notnagel vor den Untersuchungsrichter gebracht worden, der ihn zunächst über seine Personalien vernahm.

In fast gewählter Schriftsprache antwortete der Mann mit den bleichen Wangen, der breiten Brust und den unstet flackernden Augen: „Hans Notnagel, 45 Jahre alt, ledig, Sohn des verstorbenen Buchhalters Ernst Notnagel und der ebenfalls verstorbenen Margarethe Notnagel, geborenen Wiesenthal, bisher nicht vorbestraft."

Dann zur Sache: Der Angeklagte gab alles zu; er hatte als Haupt einer radikalen Organisation in seinem Heimatort heimlich Waffen gesammelt, Gesinnungsgenossen vor das Rathaus geführt und dort die Amtsniederlegung des Bürgermeisters gefordert. Die kleine Revolte schlug fehl, weil der Bürgermeister rechtzeitig von dem Vorhaben Kunde erhielt, und Vorsichtsmaßnahmen treffen konnte.

Der Angeklagte schilderte ohne jede Erregung die Vorbereitung des Marsches nach dem Rathaus. Nur in dem Augenblick, da er vom Verrat, der an seiner Sache begangen worden war, zu sprechen begann, zitterte seine Stimme, und noch wilder flackerte das Feuer in seinen Augen auf. Dabei streckte sich seine kleine Gestalt, und vor dem Untersuchungsrichter stand jemand, von dem man glauben konnte, daß er die andern überragte und mitreißen konnte.

Ueberhaupt erhielt der Untersuchungsrichter keinen schlechten Eindruck von diesem Revolutionär. Amtlich war festgestellt worden, daß Hans Notnagel sich bei Beginn des Weltkrieges trotz seines vorgeschrittenen Alters sofort als Kriegsfreiwilliger für die Front gemeldet hatte, daß er wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit rasch zum Offizier befördert und mit hohen Orden ausgezeichnet war. Das hätte man diesem äußerlich unscheinbaren Manne kaum zugetraut.

Dieser Hans Notnagel hatte sich auch hervorragend an den Kämpfen in Oberschlesien beteiligt, war dann in die Heimat zurückgekehrt, um eine Stelle als Lohnschreiber in einer Fabrik anzunehmen und jahrelang ein stilles Leben zu führen.

Wie er in den Strudel der radikalen Strömung geraten war, das allein blieb ungeklärt. Darüber verweigerte der Angeklagte bei der Vernehmung jede Auskunft.

Aufrecht trug er sein Haupt, als er in die Zelle abgeführt wurde.

*

Drei Tage später fand man den Angeklagten Hans Notnagel tot in seiner Zelle auf. Er hatte sich mit den Zähnen die Pulsader aufgebissen und war verblutet.

Bei ihm lag ein eng beschriebenes Blatt Papier. Darauf stand zu lesen:

„Ich bin Johann von Notnagel, scheide freiwillig aus dem Leben. Das Dasein hat keinen Zweck, wenn es nicht Tat ist. In mir erwachte wieder das Leben meines Vorfahren, des Kavallerieobristen Bernhard von Notnagel, der 1632 bei Lützen gegen den König Gustav von Schweden anrannte, der ein gar toller Reiter, ein wilder Fechter vor dem Herrn war. Sein schwarzhaarig Weib nahm er sich aus dem Troß, nachdem ihm die Schweden seine Burg verbrannt hatten. Es war die Tochter eines Schulmeisters aus dem Böhmischen. Sie gebar ihm einen Buben, der erbte nichts von der Wildheit des Vaters, dafür aber mehr von der traumhaften Natur der Mutter. Die blieb mit dem Buben in Deutschland und erzog ihn zum Schulmeister. Später wurde er Archivar. Es soll ein schweigsamer Grübler gewesen sein. Seine Nachkommen waren alle arme Menschen, die still durch das Leben gingen.

Nun weiß ist wohl, wie es kam, daß in mir seit meiner Kindheit der wilde Drang zur Tat lebte, der Drang über Menschen zu herrschen, der Drang zu kämpfen. Gar zu oft wurde mir die Schreibstube zu eng. In meinem Gehirn tollten sich wilde Gedanken. Mit 18 Jahren brannte ich zur Fremdenlegion durch. Liebe Verwandte haben mich aus der Pfalz wieder heim geholt, zum Frondienst in der Schreibstube.

Damals fing ich an, die Geschichte meiner Ahnen zu studieren, forschte bis in letzte Einzelheiten und ward wissend. Dann kam der Krieg. Da gab es Gelegenheit zur Tat. Da erwachte in mir der Feuergeist meines Ahnen Bernhard von Notnagel. Generationen hatte er übersprungen und lange im Blut geschlummert. Nun war er wieder lebendig und brach mit aller Wucht durch. So suchte ich den Kampf, wo er am wildesten tobte, suchte ihn, als längst der Frieden geschlossen war. Fand ihn im eigenen Vaterland, dann in Oberschlesien am Annaberg und am Lysagora.

Wieder kam dann böse Zeit: das Stillsitzen in der Schreibstube. Da kochte wieder das heiße Blut. Nun schloß ich mich denen an, die mir bedrückt erschienen. Ich wollte sie zum Glück zur Freiheit führen. Das war nur auf dem Wege des Kampfes möglich.

Nun ist auch dieser Kampf zu Ende. Es war der letzte.

In einem alten Kirchenbuch habe ich gelesen, daß der Obrist Bernhard von Notnagel seinem Leben ein Ende machte, als er in der wilden Feldschlacht vom Feinde umzingelt keinen Ausweg mehr sah. Mit einem spitzen Dolch den er an seinem Leibriemen trug, schnitt er sich die Pulsader auf. Auch scharfe Zähne sind gut zu solch befreiender Tat."

*

Schwere Wolken hingen am Himmel, als man den Revolutionär Hans Notnagel in die Erde senkte. Keine Ehrensalve rollte über das Grab des früheren Offiziers hinweg. Einsam wurde der Letzte des alten Geschlechts bestattet. Irgendwo in der Ferne rührten Trommler das Kalbfell. Das mag ein Zufall gewesen sein.

—⊙—

Frühlingsnacht

Die Frühlingsnacht legt um das stille Dorf
Den silbergrauen, duftdurchtränkten Schleier.
Der Unken mundverträumtes Rufen klingt
Herüber von dem strauchumhegten Weiher.

Ein süßer Vogellaut schluchzt leise noch
Von eines Baumes frisch begrüntem Wipfel —
Es trägt der Nacht Gewand den Frühlingshauch
Im allerkleinsten, unscheinbaren Zipfel.

Frieda Caitier.

Bilanz

Skizze von Harry Wien.

Der Chef saß da und rührte den Stapel nicht an, den Sturre, der Lehrling, ihm aus dem Nebenzimmer gebracht. Er saß da, groß, schwer, breitschultrig, graues wildes Haar um den breiten Schädel, und starrte durch das Fenster. Seine Hand lag auf der Schreibtischplatte. Eine sonderbare Hand. Gar keine Hand, wie man sie an diesem massigen Körper erwartete, sondern eine gelöste, fremde Hand mit überraschend schmalen Fingern, die auch in der Tönung der Haut von der purpurnen Vollblütigkeit des Gesichtes abstach. Es sah so aus — selbst Sturre, dem Lehrling, kam der Gedanke —, als wären der Chef und die Hand zweierlei und weder der Mensch noch die Hand wüßten im Grunde, was sie miteinander zu tun hätten.

Der Chef starrte noch immer durchs Fenster. Sturre begriff das nicht. Was gab es nur an der Erde zu sehen, die hier grün war, dort braun, hier glatt, dort aufgerissen, mit ein wenig Wiese und Baumwuchs und einem krumm sich dahinschlängelnden, trübe flimmernden Flüßchen in der Ferne? Hatte Sturre sich nicht verhört? Er meinte, der Chef habe geseufzt. Das wurde ihm unheimlich. Da der Chef gar nichts sagte und sich nicht rührte, begab sich Sturre wieder an seinen Arbeitsplatz im Nebenzimmer. Aber während er die Briefe in den Ordnern registrierte, beobachtete er durch die Glastür, die der Chef hatte anbringen lassen, um die Arbeitsräume übersehen zu können, noch immer den Schweigsamen drinnen, und plötzlich fiel ihm auf, wie schnell der Chef in einer wahrhaft erschreckenden Weise gealtert war. Solche Vertiefungen, Einsenkungen waren sonst nicht in den Schläfen. So eisengrau nicht die Haare. Und so zerknittert sah die Haut nicht aus, die jetzt durchzogen erschien wie von Rissen und Sprüngen.

Nur die sonderbare Hand war nicht gealtert. Sie erschien so hell und jung, als wären alle die Bisse, die Streiche, die finsteren Elemente des Lebens, die den Kopf und den mächtigen Körper dort angefallen, schonend darüber hinweg gegangen.

Der Chef aber konnte das Auge nicht lösen von dem Lande draußen. Er erinnerte sich jetzt, daß er es anders gekannt hatte. Hoch stand das Gras. Vieh weidete in den saftig schimmernden Flächen. Aecker waren da. Baumblüte, Strauchobst. Ueppig quoll die Natur. Sie blühte, sie summte, sie gab Duft, Saft, Frucht. Sie war damals so unberührt und rein, als sei sie gerade aus des Schöpfers Hand gekommen.

Da brach das Gericht über sie herein, der Unfegen, die Vernichtung. Er hatte sie geahnt. Ihm folgten die Holzhauer, die Handwerker, die Ingenieure, die Architekten. Das Gras wurde ausgerodet. Sie legten die Aecker brach, vertrieben das Vieh und gruben den Boden um. Mauern wuchsen, Fabriken entstanden. Aus ihren vielen Schornsteinen zogen die schwarzen Rauchfahnen über den reinen Himmel. Die Vögel flüchteten. Blumen entfalteten sich nicht. Der Lärm, der Geruch, der Stein seiner Fabriken hatte das blühende Land in Oedland verwandelt.

Gut, daß Sturre die Gedanken des Chefs nicht erraten konnte. „Was bin ich denn eigentlich anderes als ein Mörder? Wie konnte ich das Leben, das hier wuchs, atmete, prahlte, duftete, hinmorden um des Geldes willen, um meines Ehrgeizes willen? Wer gab mir das Recht dazu? Wie würde es mir gefallen, wenn ein anderer käme, um mir zu irgend welchen Zwecken, die ihm dienlich wären, Atem, Herzschlag, Empfindung zu nehmen?"

Gut, daß Sturre von diesen Gedanken nichts hörte. Was für eine Meinung hätte er von seinem Chef bekommen sollen? —

— — Der Chef verließ die Fabrik und ging nach Hause. Sturre schüttelte den Kopf und starrte ihm nach; aber nicht nur Sturre, sondern alle Angestellten bis zum Portier hinab, die es sahen, wie der Alte die Fabriken verließ, die noch im vollen Betrieb waren. Dies war nicht geschehen, so lange man zurückdenken konnte. Der Chef saß schon da, wenn man morgens kam; er war noch da, wenn man nachmittags ging. Und wenn in dem großen Hauptgebäude auch schon alle Fenster dunkel

waren, schimmerte oft noch das Licht aus dem Arbeitszimmer des Chefs. „Er ist krank", flüsterten die Angestellten sich zu, und der Portier, selbst ein alter Mann, murmelte als er dem Davongehenden nachschaute: „Jeden packt's einmal! Auch einen wie diesen, von dem man's nicht glaubt . . ."

Irmgard, die Frau, schaute erschrocken auf, als der Gatte zu so ungewohnter Stunde heimkam. Sie war reich gekleidet, wirkte aber schmal und verblüht in den kostbaren Gewändern. Ihre Händchen an denen die Ringe blitzten, waren müde, ohne wirklich die Arbeit zu kennen. Der Chef mußte die Frau immer ansehen, während er mit ihr die Mahlzeit einnahm. Es kam ihm zum Bewußtsein, wie lange er sie nicht richtig angeschaut hatte. Und daß sie gar nicht glücklich aussah, sondern belastet, behängt, als wäre ihre eigentliche Natur umgebogen, die sich eigentlich auf ganz andere Weise entfalten wollte. Und er dachte: „Wie war sie blond, wie war sie jung, wie war sie leicht, beschwingt, beseelt, als ich sie kennen lernte! War sie nicht wie eine kleine Libelle? Wie ein Stückchen Sonnenstrahl? Wie eine Wolke, die so hoch, so leicht dahinzieht, als wolle sie die Erde niemals berühren? Aber ich habe sie hinab gestoßen. Sie hat sich nach dem Bilde formen müssen, wie ich sie haben wollte. Nichts an ihr ist jener mehr ähnlich, die mir entgegentrat, als ich sie zum erstenmal in ihres Vaters Garten sah."

„Warum höre ich Dich nie mehr singen, Irmgard?" fragte er plötzlich, als er nach der Mahlzeit seine Zigarre rauchte.

Irmgard blickte verwundert auf.

„Das ist im Laufe der Zeit so langsam eingeschlafen", sagte sie. „Man hat so viel anderes zu tun. Die vielköpfige Dienstbotenschar will regiert sein. Die Damen der Wohltätigkeitsvereine kommen Tag für Tag mit ihren Anforderungen. Großer Reichtum bringt eben viele Verpflichtungen. Aber wenn Du gerade Lust hast, Gesang zu hören, kann ich ja ein Liedchen singen . . . ."

„Ich bitte Dich darum, Irmgard", sagte er bedrückt.

Sie ging zum Klavier, schlug die Tasten an und sang. Er senkte den Kopf ganz tief und rückte sich weiter ins Dunkel, daß man den Ausdruck seiner Züge nicht sah. Du lieber Gott, diese eingerostete, halb gebrochene, ungepflegte Stimme! Und sie sang einst so rein, so hell, so voll Wohllaut, daß man die Nachtigall selbst zu hören meinte.

Er dachte: „Dich habe ich erdrückt und hingeopfert wie das blühende Land, das jetzt Oedland ist . . ."

— — Er hatte sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen und müde auf den Bettrand gesetzt. Ihm gegenüber hing der große Spiegel. Er schaute hinein. Da sah er auf seinem Knie, auf dem dunklen Stoff des Beinkleides seine rechte Hand liegen: zart, hell, schmächtig fast im Gegensatz zu der übrigen breiten Körperlichkeit. Er hob die Hand empor und führte sie dicht vor seine Augen. Und als er auf diese sensiblen Finger blickte, da fiel ihm ein, daß in seinen ersten Jünglingsjahren diese Hand gezeichnet hatte, gemalt, daß sie beglückt war, das Oval eines Gesichts, den Umriß einer Landschaft, die Silhouette eines Tierkopfes zu entwerfen. Aber über diese Hand herrschte das kluge Gehirn, das sagte: „Künstlerleben — Hungerjahre!" Und er stellte sich um. Langsam kam der Aufstieg, und schließlich bekamen seine Fabriken Weltruf . . . . Aber in dieser Stunde dünkte es ihm: die Hand klage ihn an, und es war ihm, als habe er unersetzlich Wertvolles verloren, weil er ihr das Leben nicht gab, das die Seele ihrer Finger verlangte. Er dachte: „Ich habe nicht nur das Land gemordet, ich habe nicht nur die Frau hingeopfert — ich habe mich auch selbst betrogen und um mein Bestes gebracht . . ."

— — Als Sturre am nächsten Tag den Chef durch die Glastür betrachtete, sah er ihn emsig wie sonst beschäftigt. Nein, nicht wie sonst. Sturre meinte: so habe er den da drinnen noch nie schaffen sehen: so intensiv, so verbissen in Werk und Tat. Und sortan blieb der Chef stets, wie man ihn seit jeher gekannt. Und niemand merkte, daß er es ängstlich vermied, den Blick zum Fenster hinaus zu senden.

—⊙—

Zwischenakt

von Karl Schwarz-Ruig-Wien.

von Karl Schwarz-Ruig-Wien.

In ihrer Garderobe dufteten Blumen, Rosen, Azaleen, Orchideen in Sträußen, Kränzen, Topfpflanzen. Abschiedsgrüße von Bekannten und Unbekannten, Verehrern ihrer Kunst und ihrer Person. Der Duft der Blüten benahm ihr fast ebenso die Sinne wie der Jubel der Zuhörer, der ihr heute schon bei ihrem ersten Auftritt entgegen brauste, wie der Beifall auf offener Szene oder nach dem Fallen des Vorhangs.

Zwischenakt. — Jetzt schwebte ihr Name wohl auf allen Lippen; als Dank für die von ihr gespendeten Kunstgenüsse, mit Bedauern über ihr frühes Scheiden von hier, mit Neid auf die Opernbühne der Weltstadt, zu der sie ging. Das alles glaubte sie zu vernehmen, als ob sie sich ungesehen in das Publikum gemischt hätte. Und diese Gedanken waren herrlich über alle Maßen, nichts Schöneres gab's auf Erden, fühlte sie, preßte ihre beiden Arme über die Brust und unterdrückte mit Mühe den Jubelruf, der sich ihrer Kehle entringen wollte, der kostbaren Kehle, die ihr von Triumph zu Triumph verholfen hatte. Noch einmal wollte sie, unabgelenkt vom Beifallsrauschen des Publikums, losgelöst von der Nähe neidischer Kollegen, die Stätte ihrer Siege betreten, ehe sie von hier schied. Im Zwischenakt. Rasch eine leichte Umhüllung um sich werfend, verließ sie ihre Garderobe und eilte auf die Bühne.

Dort stellte man eben die Szene für den zweiten Akt der Aida. Behend schlüpfte sie zwischen den Bühnenarbeitern nach vorn. Rasch näherte sie sich dem Guckloch des Vorhangs, das einen Blick ins Publikum gewährte.

Plötzlich wurden ihre Züge kalt und starr. Unwillkürlich war ihr Blick auf die dritte Loge im ersten Rang gefallen, die einzige leere Loge im ganzen Hause. Da trat sie leicht erschauernd vom Guckloch zurück und strich sich langsam mit der Hand über die Stirn, ganz so, als ob sie eben aus einem schönen Traum erwachte und sich nun bemühte, die Erinnerung an ihn fest zu halten. Dann aber lächelte sie wieder, als sie sich dieses Gedankens bewußt wurde. Denn — was hatte sie eigentlich erwartet? Ihn heute wieder in seiner Loge zu sehen? Die hatte er ja schon lange nicht mehr betreten, wenn sie sang. Seit jenem Tage nicht, an dem er sie gebeten hatte, der Bühne zu entsagen und sein Weib zu werden. Seit jenem Tage nicht, da sie sich entschlossen hatte, wohl auf seine Liebe, aber nicht auf ihren Künstlerruhm zu verzichten.

Noch einmal trat sie an das Guckloch Ob er nicht doch anwesend war? Sie begriff ja schließlich, daß er ihr heute keine Blumen zum Abschied gesandt hatte. Was hätten sie ihr auch sagen sollen? Aber weshalb kam er nicht, um sie zum letzten Male zu sehen? Damit wenigstens ihre Augen ihn grüßen und ihm sagen konnten, daß er ihr doch nicht ganz gleichgültig war, daß sie ihn noch immer schätzte, auch heute noch. Darauf verzichtete er? So hatte sie doch recht gehabt, dachte sie enttäuscht, als sie damals seine Werbung zurückwies, um bei der Bühne bleiben zu können. Er hatte sie also, das fühlte sie jetzt deutlicher als je, doch nicht geliebt. Nur um die gefeierte Künstlerin ward er, um deren Besitz man ihn beneidet hätte. Nicht um das Weib in ihr. Diese Erkenntnis tat weh, jetzt, in der Scheidestunde.

Eine ganz ungewohnte Traurigkeit überfiel sie. Schon wollte sie sich wieder von ihrem Beobachtungsposten zurück ziehen als eine Bewegung im Orchesterraume sie zwang, in diesen hinterzublicken. Da sah sie, daß man soeben einen mächtigen Strauß aus Maiglöckchen und Veilchen für sie ins Orchester legte.

Sie fühlte für einen Augenblick den Herzschlag stocken. Dann stieg ihr das Blut mit voller Gewalt wieder in die Wangen. Denn sie wußte genau: das da unten waren Blüten, die er ihr zum Abschied sandte, er hatte ihr ja nie andere gebracht. Beklommen sagte sie sich, daß er ihrer jetzt doch gedachte, vielleicht in demselben Augenblicke wie sie seiner. Fassungslos starrte sie auf den Strauß.

Und nun sah sie wie in einer Vision auf einmal sein Bild vor sich erstehen. Wie er im schweren Kampfe mit sich rang, ob er sie noch einmal sehen sollte, wie er sich mit Gewalt bezwang, ihr nur die Blumen zu senden, die künden sollten, daß er sie liebte wie ehedem. Ja, sie fühlte es, wußte es jetzt, begriff nun auch, weshalb er heute nicht kam. Er, der Einzige, der es nicht ertragen konnte, daß Menschen jubeln konnten, wenn sie von hier schied.

Da erfüllte sie eine tiefe Abneigung gegen das Publikum, das ihr Glück zertreten hatte; vielleicht sogar das einzige Glück, das ihr Leben barg. Diese erbarmungslose Masse, die den Künstler heute in den Himmel hob, um sich schon morgen von ihm abzuwenden, wenn ein neuer Stern auftauchte. Um sich die Gunst dieser Masse zu erhalten, hatte sie ein großes Glück geopfert. Weshalb denn nur, weshalb?

In tiefem Weh schlug sie die Hände vor das Gesicht.

Da schrillte die Glocke des Inspizienten und mahnte sie an ihre Pflicht. — Der Zwischenakt war zu Ende.

—⊙—

Das Testament

Skizze von Wolfgang Federau.

Die verwitwete Kommerzienrätin Kamecke — ja, das war ein Mensch vom alten Schlag, wie man ihn heutzutage selten antrifft. Sie hatte mit vierzig Jahren ausgesehen wie ein junges Mädchen, stand mit sechzig, damals, als ihr Mann, der Kommerzienrat Wilhelm Jonas Kamecke starb, sozusagen im besten Alter — ja, man erzählt sich, daß die Witwe, drei, vier Heiratsanträge ablehnte, die ihr nicht nur ihres Geldes wegen gemacht worden —, und mit siebzig Jahren hatte sie noch hübsche rote Wangen, kaum ein paar Fältchen um die Augenwinkel und durfte sich rühmen, noch niemals einen Arzt gebraucht zu haben.

„Sie will ewig leben", hieß es im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten. Wenn ihr solche Aeußerungen hinterbracht wurden, dann schüttelte sie mit geschmeicheltem Lächeln den Kopf, „Ewig? Nein — das wäre zu lange. Wilhelm Jonas könnte schließlich ungeduldig werden. Aber so ein paar Jährchen halte ich es noch aus. Oder auch ein paar Jahrzehnte — es soll mir so genau nicht darauf ankommen."

Dies und ähnliches pflegte sie mit spitzbübischem Ausdruck zu sagen. Wer es hörte, nahm die Worte mit geziemendem Lächeln an, konnte sich nicht genug tun, die erstaunliche Gesundheit der alten Dame gebührend zu bewundern, und sprach ein paar gewählte Redensarten, die immer mit dem Wunsche schlossen, sie möge allen, die ihr nahe ständen, noch recht lange erhalten bleiben.

Heimlich dachten die Verwandten freilich nicht ganz so. Zu Hause pflegten sie zuweilen nach dem Abendessen das Notizbuch zu zücken und — roh und oberflächlich natürlich, da die genauen Unterlagen fehlten — mit dem Ehegespons zu errechnen, wie groß wohl die Summe sein könnte, die es zu erben gab, falls Tante Sophie wirklich einmal die Augen für ewig schlösse. Da ihr Vermögen von einer runden Million nicht weit entfernt sein konnte, kam auch im schlechtesten Falle auf jeden Einzelnen ein ganz erkleckliches Sümmchen.

Immer, wenn Frau Kamecke ihren Geburtstag feierte, erschien die gesamte Verwandtschaft vollzählig zur Gratulation auf der Bildfläche, wohlbewaffnet mit schönen oder sinnlosen Geschenken. Es lohnte sich schon, hier mal etwas Uebriges zu tun, und man durfte gewiß sein, daß diese Ausgaben sich früher oder später gut bezahlt machen würden.

Dann, bei Kaffee und Kuchen, fragte die allzeit heitere Tante Sophie auch gelegentlich, wie es denn ihrem Neffen Hans-Otto gehe, dem Maler. Da gab es denn bei allen sogleich gerunzelte Stirnen, verlegenes Geräusper, ablehnende, eisige Mienen und hochmütige Verachtung. Ja, Hans-Otto — das war ein Kreuz! Hatte er nicht Jahr um Jahr studiert und die kostbare Zeit vergeudet? Kurz vor dem Assessor hängte er die Jurisprudenz an den Nagel, trotz aller ernsthaften Warnungen und Ermahnungen seines früheren Vormundes, und widmete sich — der Kunst. Um aus Farbe und Leinwand fragwürdige Bilder zusammenzuhauen, die ihm kein Mensch abkaufte, und gleichzeitig allerhand krauses Zeug zu schreiben, das keine Zeitung druckte, kein Verleger annahm, Ja, das Schlimmste: Plötzlich, ohne irgend jemanden um Rat zu fragen, heiratete er ein Mädchen aus einfacher Familie, von höchst bescheidener Herkunft, irgendein Malweib, das er auf der Akademie kennen gelernt hatte.

Ja, so war er, der Hans-Otto: ein Außenseiter, ein Unglück für die Familie. — „Weshalb kommt er nie zu meinem Geburtstag?" meinte Tante Sophie.

„Ja, das sieht ihm ähnlich", hieß es, „er hat kein Herz für seine Verwandtschaft. Er ist selbstsüchtig, träge und gleichgültig — man tut am besten, sich nicht um ihn zu kümmern."

„Ja, er ist wirklich ein Taugenichts", sagte dann Frau Kamecke und legte ihr Gesicht in strenge Falten. Sie wiederholte dies so oft, daß man schließlich auf dem Heimweg eine neue Rechnung aufstellte — man brauchte Hans-Otto nicht in Betracht zu ziehen, wo er sich gegenüber seiner Tante doch so rücksichtslos benahm. —

Mit neunundsiebzig wurde Frau Kamecke zum ersten Male in ihrem Leben ernsthaft krank. Da gab es in der Verwandtschaft viel zu tun: man mußte fleißig Krankenbesuche machen, und der weibliche Teil war durch Beratungen mit der Schneiderin reichlich in Anspruch genommen. Denn natürlich ließen sie sich die Trauerkleider schon jetzt machen, um — für alle Fälle! — gerüstet zu sein, wenn was der Himmel verhüten möge — na, und so weiter.

Aber der Himmel mußte durch Bitten sehr ernsthaft bestürmt worden sein, denn — was keiner anzunehmen wagte — Tante Sophie überstand die Krise und erholte sich in kürzester Frist so rasch und vollkommen, daß sie bald blühender aussah als je zuvor. Nun hatte man den Aerger, die schwarzen Kleider Jahr für Jahr, wenn die neuen Frühjahrsmodenhefte heraus kamen, kürzen zu müssen, — denn, nicht wahr, man wollte doch nicht bei der Beerdigung so aussehen, als käme man aus Hinterfelde oder Kötzschenbroda?

Endlich, sechs Jahre später — als man die Röcke schon fast kniefrei trug — ging es wirklich zu Ende. Es gab ein prunkvolles Begräbnis und ein ansehnliches Trauergefolge. Auch Hans-Otto war erschienen, ebenso seine junge Frau, mit dem zarten, klaren und klugen Gesicht. Sie taten sehr unbefangen, aber die anderen verhielten sich zurückhaltend und reichten zur Begrüßung kaum die Fingerspitzen. Die beiden merkten es wohl, aber Hans-Otto zuckte nur die Achseln, und seine Frau lächelte sogar — „ein impertinentes Lächeln", wie man sich zuraunte.

Nach zehn Tagen trafen die Leidtragenden alle nochmals zusammen: auf dem Gericht, zur Testamentseröffnung. Es gab lauter gespannte Gesichter, nur Hans-Otto fehlte.

Dann erbrach der Richter das Testament, wies auf die Unterschrift, die von allen als richtig anerkannt wurde, warf einen Blick auf das Papier — ein flüchtiges Schmunzeln, schnell unterdrückt, huschte über seine Mundwinkel —, dann legte er sein Gesicht in Amtsfalten und las vor:

Da ich keine direkten Leibeserben habe, so setze ich nach sorgfältiger Erwägung und gewissenhafter Prüfung aller Umstände meinen Neffen Hans-Otto Behre und dessen Ehefrau zu gleichen Teilen als Universalerben meines gesamten Vermögens an Geld und Geldeswert ein. Ich rechtfertige diesen Schritt meiner sonstigen Verwandtschaft gegenüber mit folgenden zwei Umständen:

Einerseits haben die genannten — von der Erbschaft ausgeschlossenen — Verwandten selbst erklärt, daß mein Neffe mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, daß er leichtsinnig und ohne Ueberlegung sein Herz an Dinge hängt, die ihm reale Erfolge nennenswerter Art voraussichtlich nicht einbringen werden. Es scheint mir meine Pflicht zu sein, alles zu tun, damit diese ideale Gesinnung nicht an den nackten Forderungen des Lebens zerbricht, und demjenigen meine volle Unterstützung zukommen zu lassen, der ihrer am meisten bedarf.

Andererseits hat mein Neffe, der meinem Herzen seit seiner frühen Jugend besonders nahe gestanden, dadurch, daß er sich in demselben Maße von mir fern hielt, wie meine anderen Verwandten mich bei zunehmendem Alter mit Besuchen, Schmeicheleien und Geschenken umwarben, bewiesen, daß ihm Berechnung jeder Art fern liegt. Er ist, so glaube ich, der einzige, der mir aus aufrichtigem Herzen ein langes Leben in Frieden und Gesundheit gegönnt hat. Möge ihm das, was ich ihm hinterlasse, beweisen, daß ich nie aufgehört habe, ihn zu lieben."

Es gab Gesichter, die blaß waren vor Enttäuschung, und solche, die der Zorn rot färbte. „Es ist das Testament einer Wahnsinnigen — werden es anfechten wegen Unzurechnungsfähigkeit der Erblasserin", schrie man dem Richter zu. Der sah mit gerunzelter Stirn und merkwürdiger Miene auf die verstörten Gesichter der um ihre Hoffnung betrogenen Erben.

„Dies Testament", sagte er, schon dem Ausgang zustrebend, „zeugt von so viel Klugheit, Güte und Menschenkenntnis, daß derjenige, der es anficht, selbst in den Verdacht kommen wird, der geistigen Zurechnungsfähigkeit zu ermangeln."

—⊙—

Flucht vor dem Tode

Skizze von Friederike Twesten.

Weich und feucht fallen die Flocken, als er aus dem Hotel auf die Straße tritt, die Hände tief in den Taschen des Pelzes. Nur noch wenige Minuten fehlen an dem Beginn der Aufsichtsratssitzung. Ihr wird jene wichtige Konferenz folgen, die ihm große Abschlüsse mit sicheren Gewinnen bringen soll.

Während die Gedanken voraus eilen, winkt er ein leerstehendes Auto heran, das er in Eile besteigt. Als er sich jedoch in weichen Polstern zurücklehnt, befällt ihn wieder jener wühlende Schmerz, der ihn vor Tagen bereits bis zur Verzweiflung peinigte. Wie mit glühenden Messern zuckt und sticht es im Leibe, und stöhnend krümmt sich die aufrechte Gestalt des Mannes zusammen. Schmerz und Ekel schütteln ihn. Kranksein ist ihm verhaßt, bedeutet ihm einen verächtlichen Zustand, der mit eisernem Willen bezwungen sein muß, und einen Zeitverlust, der sich nie wieder aufholen läßt.

Mit zusammengebissenen Zähnen kämpft er gegen den grausamen Schmerz, Schweißtropfen perlen ihm hell auf der Stirn. Als das Auto vor dem massigen Fabrikgebäude hält, ist er besiegt. — „Umkehren, Friedrichstraße 6, Doktor Haupt", befiehlt er dem Fahrer. Wird der ihm bekannte Arzt ein Mittel zur Hand haben, das seine Schmerzen stillt? Wird er untersuchen, eine langwierige Kur verordnen? Wird man die Konferenz ohne ihn beginnen? Quälende Gedanken reihen sich während des endlos scheinenden Aufenthalts im Wartezimmer aneinander. Endlich Jemand im weißen Kittel, eine bekannte Stimme, ein Kreuzverhör, ein Abtasten und Horchen, bis mit einem Male wie ein Blitz das Wort Operation grell in ihm niederschlägt, unbarmherzig sich ihm aufdrängend. Seiner leidenschaftlichen Abwehr seinem Keine-Zeit-Haben steht das „Unaufschieblich" des Arztes gegenüber. Jedes Sichauflehnen ist zwecklos, zu grimmig krallt sich von neuem der Schmerz in das kranke Fleisch, setzen Widerstand besiegend.

Aber als er auf dem fremden, harten Lager ruht, um ihn die schmerzende Helle eines weißgetünchten Raumes, erfaßt ihn heller Zorn gegen die Ueberrumpelung und seine hilflos klägliche Lage. Wie lange wird er zur Untätigkeit und Selbstqual hier verdammt sein? Wie lange wird nach der Operation die Genesung dauern?

Nach der Operation — — ja, weiß er denn, was nach der Operation geschieht? Kann statt Wochen der Gesundung nicht auch das Sterben an der Reihe sein? Sterben — er, jetzt mitten in der wirbelndsten Periode seines Schaffens? Jetzt sterben, wo so viel begonnene Arbeit seiner harrt? Wo neue Ideen ihn quellend bedrängen und kühne Projekte auf den lebendigmachenden Hauch seines Lebens warten? Ihm, dem Ruhelosen, dem Vorwärtsdränger, jetzt der Tod — —

Wie ein unendlicher luftleerer Raum umhüllt ihn dieses Wort, und auf weglosen Weiten sinkt grübelnd sein Geist tief und tiefer, Erfolg und Ruhm, Geld u. Besitz hinter sich lassend, zeitlos versinkend in grundlosem Abgrund.

Plötzlich aber bäumt der Lebenswille sich gegen die Todesphilosophien auf. Die Schmerzen lassen nach, sind fast vorbei. Wer weiß, ist die Operation wirklich vonnöten? Aerzte sind mit dem Messer schnell zur Hand, und so ein Anfall geht vorüber.

Ein kurzer Entschluß, und schon ist er aus dem Bett gesprungen und zerrt seine Kleider aus dem nahen Schrank. Schnell, ehe man ihn holen kommt, ehe wieder fremder Wille sich dem seinen aufzwängt. Schon wendet er sich dem Ausgang zu, da knarren Schritte hinter der weißlackierten Tür — ein rascher Sprung zum Fenster, das zu ebener Erde liegt, ein Griff, ein Satz und draußen steht er im flockig weichen Schnee des Gartens. Wenn nur der Pförtner ihn nicht sieht! Das Tor muß er meiden, und sucht den Gartenzaun hinter bergenden Büschen. Jetzt ein Klimmzug und ein kühner Satz! Doch wie er abspringt auf die Straße biegen gerade Menschen um die Gartenecke. Wenn sie ihn für einen Dieb hielten und ihn verfolgten? Als fäße der Tod ihm noch im Nacken, jagt der Mann gehetzt die Straße hinunter. Sind Verfolger hinter ihm? Rief jemand? Holen sie ihn zurück?

Von Todesangst und Lebensgier gepeitscht, taumelt er weiter. Nur nicht sterben, noch nicht — noch lange nicht! Versäumtes nachholen, Unbekanntes und Ungelebtes auskosten ist sein einziger Gedanke. Ein Tor, der wie er die kurze Spanne vom Anfang bis Ende als Sklave der Arbeit gelebt! Und jetzt vorbei?

Noch einmal das Dasein mit neuem Leben füllen, ehe die knöcherne Hand ihn ergreift — schnell — vorwärts —

Da ein Straucheln und ein plötzlicher Fall! Schwer schlägt sein Körper gegen die Bordkante der Straße.

— — „Bitte, ganz ruhig liegen", hört er neben sich eine freundliche Stimme, die aus weiter glasdünner Ferne zu kommen scheint. „Ganz ruhig, damit der Verband sich nicht verschiebt."

Sein Blick irrt auf und tastet fragend im fremden Raum. Vergebens suchen Gedanken tastende Nebel zu durchdringen.

„Ruhig liegen und viel schlafen", sagt wieder die freundliche Stimme.

Gehorsam schließt er die Augen und dämmert in jenen beglückenden Zustand von Zeitlosigkeit und Geborgenheit hinein, wo Kranksein Wohltat ist. —

— — Als nach Wochen der Schnee längst verschwunden ist, verläßt ein Genesender die Klinik. Mit jedem Schritt fühlt er sich der Erde neu verbunden. Tief atmet er den lauwürzigen Duft erwachender Natur. Zum ersten Mal in seinem Leben beachtet er die alte Blumenfrau dort an der Straßenecke, die wie ein dunkler Pilz zwischen bunten Blumenflecken hockt. Gab es schon immer solch eine Menge glühender Farben?

Weiter schreitend wächst in ihm ein wohliges Glücksgefühl. In den Anlagen picken die Stare in feuchtschwarzer Erde. Kinder spielen mit bunten Kreiseln. Erwachsene wandeln langsam und beglückt durch die grünende Pracht erblühender Büsche wie auf einer Insel der Verheißung. Ringsum kreist lärmend und eilend die große Welt. Doch hier herrscht verwunschene Stille.

Gibt es nicht noch unzählige solcher Inseln im flutenden Lebensstrom, an denen er bislang achtlos vorbei getrieben? Inseln ewiger Schönheit und seligen Glückes voll?

Nachholen, nachholen! brennt in ihm eine quälende Stimme. Wieder spürt er jenes rasende Klopfen des Herzens wie auf seiner wilden Jagd vor dem Tod. Erschöpft setzt er sich auf eine Bank mitten in Sonne und Wärme.

Noch fühlt sich sein Körper matt und müde. Seine Seele aber ist bereit, sich treiben zu lassen, Erfüllung zu heischen vom Leben, das ihm jetzt als ein Geschenk erscheint.

—⊙—

Des Dorfschulmeisters Frühlingsfahrt

Skizze von Karl Heinz Toburg.

Nun stand er am Rhein, dem Ziel seiner Sehnsucht. Es war die erste große Reise seines Lebens. Daheim, in dem kleinen niedersächsischen Dorfe, kannte er nur einige umliegende Städte. Drei Jahrzehnte lang hatte er dort gewirkt, umgeben von einer oft wechselnden Kinderschar, geliebt von der ganzen Gemeinde. Die gleiche Hingabe, mit der er den Schuldienst versah, galt den Dorfbewohnern, wenn sie seinen Rat begehrten oder Schriftstücke ausfertigen ließen. Besonders während des Großen Krieges, als die meisten Männer draußen die Heimat schützten, hatte er unzählige Anliegen zu erledigen und oftmals Trost zu spenden. Bis auch er heimgesucht wurde: zwei Söhne, seine einzigen Kinder,, starben fürs Vaterland. Ein Jahr später nahm auch seine Lebensgefährtin für immer von ihm Abschied.

Da wurde es still um den Einsamen. Die Welt erschien ihm wie ausgestorben. Teilnahmslos vollzog er den Unterricht. Die Frau seines Kollegen, mit dem er das Schulhaus bewohnte, versorgte zwar seinen Haushalt, aber die ihm einst lieb gewesenen Räume waren zu leer geworden. Fast flüchtend eilte er oft hinaus, durchstreifte ziellos die nahe dem Dorfe gelegene große Waldung oder weilte auf dem Friedhof am Grabhügel seiner Frau. Dort hatte man ihn eines Abends aufgefunden. Von Fiebern durchwühlt lag er, an Lungenentzündung erkrankt darnieder. Wie ein Wunder gestaltete sich seine Genesung, die er als eine Wiedergeburt empfand, verbunden mit der Erkenntnis, daß nicht sein eigenes Schicksal, sondern das der ihm anvertrauten Kinder vorherrschend war.

Erneut und mit doppelter Hingabe widmete er sich seiner Lebensaufgabe. Jahraus, jahrein sah er die Jugend kommen und gehen. Wenn er das Schulzimmer betrat, war es wie von Sonnenschein erfüllt, und strahlend blickten ihn alle Augen an. Nie hatte ein Lehrer die Seele des Kindes tiefer zu ergründen vermocht als dieser Dorfschulmeister. Mit feinstem Verständnis und milder Strenge bot er den Jungen und Mädchen sein Wissen, gekrönt von einer wundersamen Liebe. Es war, als ob dieser gütige Mensch den ganzen Reichtum seines In-